

Zoltán Szendi

Wohin steuert die ungarische Germanistik?

Es ist zwar in der gegenwärtigen Situation sehr schwer, auf diese Frage eine Antwort zu geben, gerade die vielfältigen Sorgen um unseren Fachbereich zwingen uns aber dazu, von der aktuellen Lage ausgehend, die fachlichen Möglichkeiten zu erwägen und uns mit den dringenden Herausforderungen auseinanderzusetzen. Nicht nur deshalb, weil uns die Frage so allgemein gestellt wurde, müssen wir über die Zukunft der Germanistik sowohl aus der Sicht der Unterrichtspraxis als auch aus der der Forschung nachdenken, sondern weil diese Aspekte – zumindest in unserem Fach – voneinander untrennbar sind.

Im November 2002 fand in Graz das internationale Humboldt-Kolleg mit dem Titel „Zukunftschancen der deutschen Sprache in Mittel-, Südost- und Osteuropa“ statt, an dem vor allem Germanisten teilnahmen. Die Vorträge und Kurzreferate dieser Tagung stellten eine sehr ausführliche Bestandsaufnahme über den Positionsverlust der deutschen Sprache – und damit verbunden der Germanistik – in dieser Region dar, mit der immer wieder formulierten Hoffnung, dass das Deutsche zumindest als Zweit- und Wissenschaftssprache (im östlichen Teil Europas) seinen Rang bewahren kann. Zu dieser „defensiven Perspektive“ sind inzwischen weitere Schwierigkeiten gekommen, die zum Teil nur die ungarische Germanistik betreffen, so vor allem die radikale Verminderung der Anzahl der Germanistikstudenten, deren mehrfache Ursachen allgemein bekannt sind. Dass dieser auffallende Rückgang mit der Einführung des neuen BA-Programms zusammenfällt, ist beunruhigend, auch wenn ich hier keinen beweisbaren kausalen Zusammenhang behaupten kann.

Diese beiden Faktoren bereiten uns – auch unabhängig voneinander – Sorgen genug. Die geringere Studentenzahl wird unseren Bewegungsraum beträchtlich einschränken, wenn die derzeitige Form der normativen Finanzierung aufrechterhalten bleibt. Denn die notwendige Folge davon, der stufenweise Abbau der Lehrkräfte, macht gerade den erfreulichen Prozess rückgängig, der die ungarische Germanistik nach der Wende ausgezeichnet hat: das sich erweiternde Kursangebot im Unterricht und die Spezialisierungsmöglichkeit in Forschung und Lehre. Das geschieht gerade in einer Zeit, wo nicht zuletzt infolge dieser Errungenschaften unserer Universitäten eine sichtbare Annäherung zwischen der Auslands- und Inlandsgermanistik stattgefunden hat und nach dem Verschwinden des Eisernen Vorhangs sehr intensive fachliche Beziehungen ausgebaut worden sind. Diese finanzielle Regression beeinträchtigt natürlich auch die Entwicklung der ganzen Infrastruktur (vor allem der Fachbibliotheken), in der wir in der Vergangenheit das erheblichste Defizit im Vergleich zu den germanistischen Instituten der deutschsprachigen Länder erleiden mussten.

Neben den wirtschaftlichen Problemen erschwert unsere Arbeit auch das BA-Programm, das augenscheinlich vorzeitig, d.h. ohne gründlichere Ausarbeitung gestartet wurde. Vor zehn Jahren etwa habe ich auch noch von notwendigen Reformen der gesamten Unterrichtsstruktur und der Lehrprogramme gesprochen, weil die doppelte Aufgabe der Massenausbildung und der Betreuung des wissenschaftlichen Nachwuchses uns vor ein kaum lösbares Dilemma gestellt hat. Es schien so, dass die zweistufige Unterrichtsstruktur des sog. Bologna-Programms diesen Wünschen im Wesentlichen entgegenkommt, insofern es neben dem traditionellen Germanistik-Studium, das Bedingung des Lehrerdiplooms für Mittelschulen ist, auch ein mehr praxisorientiertes Studium ermöglicht. Heute, nach den ersten Erfahrungen, sehen wir schon, dass diese linear gegliederte Struktur – zumindest in ihrer jetzigen Form – die Differenzierung weniger begünstigt. Nur in einem flexibleren Modul-System könnte man die beiden Ausbildungsformen voneinander unterscheiden, indem sie schon möglichst nach dem ersten Studienjahr besser markiert würden. Durch größere Freiheit (Wahlmöglichkeit) könnten sich die Studierenden für den BA-Abschluss bzw. für die Fortsetzung des Studiums (MA-Programm) wahrscheinlich leichter entscheiden, und wir Lehrende könnten unseren Studierenden bei der Orientierung besser helfen. Obwohl wir in der Ausarbeitung des neuen Curriculums sowohl auf die Graduierung als auch auf die Modernisierung geachtet haben, stellt das neue Programm eher eine Hybridform dar, die für die praktischen Anforderungen des BA-Programms manchmal zu theoretisierend zu sein scheint, während sie in ihrer akademischen Qualität für die Vorbereitung des Magister-Programms wahrscheinlich nicht immer ausreichen wird. Eine allgemeine Meinung ist, dass das BA-Programm korrektionsbedürftig ist, auch wenn die Veränderungswünsche unterschiedlicher Art sind. Aber gerade wegen der Meinungsverschiedenheiten sollten wir bei der Modifizierung des Lehrprogramms sehr gründlich und sorgfältig verfahren, um eine optimale Lösung zu finden. Wir dürfen auf Kosten der Studierenden nicht beliebig experimentieren und sollten in unsere diebezüglichen Erwägungen auch die unmittelbar Betroffenen mit einbeziehen.

Vor einem voreiligen radikalen Eingriff warnt uns auch die Tatsache, dass wir in diesen „bewegten Zeiten“ unsere Lehrprogramme nicht allen gerade aktuellen und momentanen Bedürfnissen anpassen können und sollten. Bei einer Umgestaltung des BA-Programms wäre vor allem zu berücksichtigen, dass solides, vielschichtiges und auch konvertierbares Wissen vermittelt wird und aktive Fertigkeiten gefördert werden. Da die Zukunft unseres Fachbereiches schließlich zum größten Teil davon abhängt, wie erfolgreich unsere Lehrtätigkeit ist und demzufolge wie zufrieden die Absolventen werden, müssen wir die Bedingungen und Gegebenheiten (so z.B. die Vorkenntnisse und Interessen der Studierenden) viel mehr als früher in Betracht ziehen. Wir müssen wohl aus der Not eine Tugend machen, und uns nach der Massenausbildung auf eine differen-

ziertere Ausbildung mit intensiveren Unterrichtsmethoden umstellen und so versuchen, den weiteren Rückgang der Studentenzahl zu verhindern.

Nicht viel weniger schwierig und widerspruchsvoll ist die Situation im Bereich der Forschung – nicht zuletzt aus der Sicht der Nachwuchswissenschaftler. Da ist erstens die paradoxe Situation, dass gerade in diesen Jahren, da die Ausbildung der jungen Germanisten in den Doktorschulen auch zahlenmäßig eine spektakuläre Entwicklung erreicht hat, sich parallel dazu die Anstellungsmöglichkeiten nicht nur an den Universitäten, sondern auch an Gymnasien vermindert haben. Und umgekehrt: Unmittelbar nach der Wende, in den Gründungsjahren neuer und während der Erweiterung der alten germanistischen Lehrstühle, gab es kaum junge qualifizierte Lehrkräfte. Die Ursachen dieser grotesken und höchst problematischen Erscheinung der Diskontinuität sind bekannt. Es ist leider zu erahnen, dass wir dieser unausgeglichenen Situation auch in der nahen Zukunft kaum entgegensteuern können. Wenn nämlich in der Vergangenheit die Politik die größten Hindernisse bei dem Ausbau moderner germanistischer Institute bereitete, so wirft jetzt die schwere wirtschaftliche Lage des Landes die Entwicklung zurück. Die schon begonnene Verminderung der Lehrstellen betrifft zunächst die Lehrbeauftragten, auf deren Arbeit wir verzichten müssen, dann die Stellen der pensionierten Kolleginnen und Kollegen, die nicht mehr besetzt werden können. Wie weit uns die Fortsetzung dieses regressiven Prozesses zu führen droht, können wir zurzeit noch nicht absehen.

Während die bis jetzt angesprochenen Fragen häufig diskutiert werden und (leider) brennend aktuell sind, weil sie die existentiellen Bedingungen und das ganze gesellschaftliche Umfeld der germanistischen Ausbildung betreffen, wird der inhaltliche Bezug der Titelfrage in Ungarn seltener thematisiert. Wohl auch aus taktvoller Vorsicht, weil da weniger Konsens zu erwarten ist, oder aus Weisheit, um uferlose Debatten zu vermeiden oder nur wegen der einfachen Tatsache, dass wir allzu sehr mit unseren Alltagsaufgaben und -sorgen beschäftigt sind. Wir dürfen aber diese Seite der Fragestellung nicht ganz umgehen, so möchte ich sie auch – nur mit kurzen Bemerkungen – reflektieren, in der Hoffnung, dass wir in der Zukunft mehr Gelegenheit suchen und finden werden, um auch darüber ausführlicher zu diskutieren.

Erstens muss festgestellt werden, dass die Tendenzen, die die gegenwärtige Situation der ungarischen Germanistik maßgebend bestimmen, eng mit der internationalen Auslands- und Inlandsgermanistik verbunden sind. Der Fall der Grenzen und die freien universitären Beziehungen haben für uns alle, in erster Linie aber für die jungen Germanisten, vollkommen neue Perspektiven eröffnet. Die zahlreichen und längeren Studienaufenthalte in deutschsprachigen Ländern haben viel dazu beigetragen, die Kluft zwischen der Inlands- und Auslandsgermanistik überbrücken zu helfen. Die unmittelbaren Kontaktmöglichkeiten haben das wissenschaftliche Niveau im Allgemeinen gehoben und auch die Ansprüche im engeren Fachbereich gesteigert. (Dass die Basis dieser

Anknüpfungsmöglichkeiten an den einheimischen Universitäten geschaffen wurde, brauche ich hier gewiss nicht zu betonen.) Diese erfreuliche Erscheinung können wir schon eine seit mehr als zwei Jahrzehnten bestehende Tendenz nennen, mit deren Kontinuität wir auch in der Zukunft rechnen dürfen.

Trotz der wesentlich günstigeren Umstände, unter denen wir heute forschen, sollten wir jedoch vielleicht nicht auf allen Gebieten unbedingt der Germanistik in den deutschsprachigen Ländern nacheifern, wenn z. B. die ganze Infrastruktur (Bibliotheken, Archive usw.) und der muttersprachliche Kontext fehlt, nicht zuletzt deshalb, weil es manche Forschungsfelder und -themen gibt, wo wir die besseren Chancen haben, wie z.B. in vielen komparatistischen Untersuchungen oder in der Erschließung einheimischer deutschsprachiger Dokumente. Besonders auffallend ist das Problem in wissenschaftlichen Arbeiten, in denen die verschiedensten theoretischen Ansätze unkritisch übernommen und in die eigenen Erörterungen eklektisch eingebaut werden. Ich möchte hier nicht alle typischen Beispiele der diesbezüglich problematischen Fälle aufzählen, sondern nur zwei erwähnen. Bei dem Begutachten von Dissertationen völlig verschiedener Themen ist mir aufgefallen, dass die Autoren immer dieselben (10-15) namhaften und „gängigen“ Theoretiker zitiert haben, wohl um zu zeigen, dass sie „auf dem Laufenden sind“. Noch bedenklicher sind jene Arbeiten, in denen die theoretische Einleitung dem analytischen Teil vollkommen widerspricht! Der Drang nach dem „letzten Schrei“ hat also oft sehr schädliche Auswüchse, die unsere Wissenschaft kaum vorwärts bringen. Ich halte die theoretischen Grundlagen für wichtig, sie werden aber auch in unserem Fach nur dann produktiv, wenn sie „verdaut“ sind und mit absolut konsequenter Logik verwendet werden. Die Fetischisierung der (immer neuesten) Methoden führt nämlich dazu, dass der Gegenstand und die Verfahrensweise der Untersuchung in eine kontraproduktive Spannung geraten. Besonders bedenklich ist die unkritische Verwendung der modischen Begriffe im Unterricht, wo oft sogar die Grundkenntnisse fehlen, um sie kritisch zu bewerten. Wenn wir nicht viele unserer Studierenden entmutigen wollen, müssen wir – vor allem im Unterricht – vorsichtiger differenzieren.

Diese Gefahr droht natürlich keineswegs nur den Vertretern der Auslandsgermanistik; bei der Inlandsgermanistik ist es aber wegen der viel breiteren Forschungsfelder und der zahlreichen literaturgeschichtlichen und literaturtheoretischen Schulen weniger auffallend. Ich glaube, die größten – auch qualitativ durchbrechenden – Ergebnisse in der zukünftigen ungarischen Germanistik stehen von denen unter den Nachwuchsgermanisten zu erwarten, die mit ihrem Talent besser wirtschaften und nicht auf dem Altar der augenblicklichen Erfolge die wahren Erkenntnismöglichkeiten opfern. Das klingt wahrscheinlich in der gegenwärtigen Situation, in der der Konkurrenzkampf spektakuläre Leistungen verlangt, utopisch. Die Wissenschaft berücksichtigt aber keine mildernden Umstände: Sie behält nur die Ergebnisse, die der Inflation zu trotzen vermögen.

Es ist immer anstrengend, über ein Seil zu balancieren und so fortzuschreiten.

Wir haben aber kaum eine andere Wahl, als ständig auf das Gleichgewicht zu achten. Wir müssen Kompromisse machen, ohne unseren Glauben an die Notwendigkeit der intellektuellen Ansprüche zu verlieren. Ich weiß zwar nicht, wohin die Germanistik in der (ferneren) Zukunft steuert, bin aber davon überzeugt, dass wir der Entmachtung unserer geistigen Berufung entgegenzusteuern haben.